

# MOLLY / Erzählung von Walter Vollmer

In einer Januarnacht des Jahres 1786 saß ein Mann in einer Mansardenstube nachdenklich über seiner Schreibearbeit. Von je war diesem „Dichter und Lehrer des deutschen Stiles zu Göttingen“ die Dunkelheit der Nächte die gesichtervolle Stunde seiner Phantasie. Sie beschenkte ihn reicher und tiefer als die trockene Dozentur des Katheders, die er, schlecht entlohnt, seit kurzem innehatte.

Weiß der Teufel, wie ihm der Schwung seiner Gedichte in die Glieder gefahren war, daß er, oft seufzend und stöhnend, hin und wieder abgerissene Worte zu sich selber sprechend, dasaß und schrieb! Die Miete war längst fällig, Brot und Milch für Molly und das Kind waren nicht mehr da, borgen konnte und mochte er nicht, und hungrig waren beidel! Er schrieb wie besessen. Wahlos formte er alle sichtbaren und fühlbaren Dinge seiner trostlosen Umgebung zur Arbeit — sein seltsames Licht, seinen Hunger und die Spannung der Not, die über allem lag. Bisweilen hatte er das Gefühl, schreien, sprechen und sich bewegen zu müssen, um seiner Erregung Raum zu schaffen. Dichten! Dichten! Endlich schaffen! Ach, das war etwas anderes als die verfluchte Leere der letzten Wochen, darüber er die gute Molly hinwegzutäuschen sich bemüht hatte. Sie hatte es aber doch insgeheim gefühlt und in frommer Täuschung geschwiegen.

Mitten in der Arbeit erhob er sich plötzlich und



Der Dichter Gottfried August Bürger und seine Frau Molly.

schob den Stuhl zur Seite. Ohne zu wissen, weshalb, ging er zu ihr. Er tat es in einem traumhaften Gefühl eines seltenen, herrlichen Rausches.

Die junge Frau war bei seinem Kommen zusammengeschrückt und rief ihm leise entgegen: „Gottfried?“

„Wie“, polterte er gutmütig und war doch gar nicht bei der Sache, „du bist müde?“

Er wagte mit einem Male nicht, „krank“ zu sagen. Er war sich vielleicht nicht einmal des Sinnes seiner

Frage bewußt, er tat sie nur, um vor Molly seine große, freudige Erregung zu verbergen. Er hätte auch ganz etwas anderes sagen können. Als er sich niederbeugte und in Gedanken über ihr Haar strich, das Bettzeug zurechtzupfte und sie fragend ansah, sprang ein Strom der Lebendigkeit zwischen ihnen über. Sie richtete sich hoch und griff nach ihm.

„Gottfried!“

Da stand er nun mit seiner Forderung an die Welt, da stand er mit seiner Schaffensseligkeit, die ihn betrunken gemacht hatte! Nun diese weiche Stimme des Weibes!

Er schämte sich ein wenig seiner inneren Entblößtheit in der nüchternen Mansarde, vor allem weil Molly litt und er doch dafür verantwortlich war. Das war wieder der Dichter in ihm, der den eigenen Rausch fürchtet!

In läppischer Unbeholfenheit erzählte er wieder von seinen Plänen, daß er gewiß in Bälde die Professur

bekommen würde, während er das Zimmer ordnete und überflüssig viel umherlief. Sein Gesicht tauchte bald hier, bald dort im Halbdunkel sonderbar unwirklich auf, als wäre es nur ein schwacher, gelber Lichtfleck aus der Ferne.

„Und wenn der Goethe in Weimar nicht helfen will, so mag er's zum Teufel lassen! Ich flehe ihn nicht noch einmal an.“

In stiller Hilflosigkeit lag die junge Frau da, bleich, mit geschlossenen Augen, ganz ohne Bewegung.



Wie aus allen Himmeln gestürzt saß der Mann mit gesenktem Kopf da, die Fäuste auf die Knie gestützt, und brütete. Einen Augenblick lang dachte er wahrhaftig an Mord und Selbstmord, dann wieder, daß immerhin eine Möglichkeit, Geld zu beschaffen, gegeben wäre, schließlich auch an die Arbeit und war doch nicht weiter als zuvor. Diese quälende Möglichkeit! Diese letzte Zumutung gerade jetzt!

Als er aufstand, nachdem er immer wieder den Brief gelesen hatte, fühlte er sich vor Hunger und Elend schwach in den Knien. Er begann, denn es gab keinen anderen Ausweg. Ueberhaupt keinen! Aber — wie sollte ihm das gelingen?

Wieder fuhr der Nachtwind hoch in den regennassen Kronen der Bäume dahin. Ein Hund bellte irgendwo, und ein Fenster schlug klappernd, in der Gasse unter dem Hause gröhlten zwei Betrunkene.

Molly war ruhig geworden. Sie saß jetzt aufrecht im Bett und sah mit glänzenden Augen zu ihm hinüber, wie er am Tisch saß und den Kopf auf die Arme gelegt hatte.

„Schläfst denn mein Dichtersmann?“ neckte sie ihn mit plötzlicher Lustigkeit.

„Schlafen? Gott im Himmel!“

„Komml! Ich helfe dir!“

Es wurde eine traurige und zugleich lächerliche Komödie. Die Kranke hatte sich wieder gelegt. Ihre etwas heisere Stimme schwang nun in der Dämmerung. Sie erzählte von ihrer beider Liebe, der unendlichen, zehnjährigen Qual, da sie nicht zueinander konnten und doch zueinander strebten, als er noch Amtmann in Wöllmershausen war und ihre Schwester Dorette noch zwischen ihnen stand, ehe sie am unheilbaren Fieber der Auszehrung plötzlich sterben mußte. Das hatten sie nicht gewollt, und doch war es ihnen wie eine Erlösung aus unerfüllbaren Träumen gewesen, ja, ein schmerzliches Glück war vor Jahresfrist über sie gekommen.

Der Dichter kitzelte wie ein Schuljunge. Er dachte immer nur: Geld! Molly ist krank! Wäre er nicht so kopflos geworden, hätte ihm mehr und mehr die Sinnlosigkeit seiner Aufzeichnungen auffallen müssen. Er merkte es nicht. Ein Nachtvogel sang vor dem Fenster. Der Mann dachte an den kommenden Frühling und schrieb, die Worte leise nachsprechend, weiter:

„— der Zwerg aber hatte eine Nase, eine Nase sage ich, die war rot wie eine reife Erdbeere. Er behauptete, es käme nicht vom Glas, aber, wenn er trank, sahen alle, daß es doch daher kam. Sie wurde knallrot, ja, sie wuchs und wuchs wie eine — Gurke — nein, wie eine große, schöne —“

„Molly, das geht doch nicht!“ richtete er sich auf, schrieb aber doch weiter. Er wußte nicht, daß die Fiebernde alles das sah. Er merkte nicht, wie sie die mageren Arme nach Bildern hob, die im Dunkeln tanzten, denn er hatte ihr den Rücken zugekehrt. In dieser Stunde war er ihrem Willen ganz unterworfen. Er wußte nicht, wie er dazu kam.

Während sie sprach, flammte in ihr die schlichtempfindende Seele des Weibes zu einem Feuer der Leidenschaft auf. Sie kämpfte den Kampf der Notwehr eines in die letzte Enge getriebenen Menschen. Ihre Kräfte wurden übermenschlich. Mit ihrem Leib rang sie um die Dinge. Alles griff sie auf, damit es ihr hülfte: Vorstellungen, böse Gesichter, die über sie dahingingen, des

Was war nur in diesen Mann gefahren? Das war gar nicht Gottfried, nein, Gottfried war immer anders gewesen. Er war doch nicht betrunken und benahm sich so! Nun hockte er wieder da und schrieb. Er hatte sogar vergessen, wenigstens für sie die kleine Lampe anzuzünden.

Es war wieder still im Zimmer. Draußen rauschte der Wind in nassen Bäumen. Auf der Straße nach Hildesheim fuhr die letzte Postkutsche über das hallende Kopfsteinpflaster in die Nacht hinaus.

Lange blieb der Dichter wieder in der Welt seiner Träume versunken, bis sich wieder die schwindfüchtige Frau irgendwie bemerkbar machte. Er schob die Blätter zusammen und räusperte sich. Sie sollte nicht wissen, wie sie ihn gerade in dieser Nacht störte.

„Du! Fried —“ bat sie mit kaum vernehmbarer Stimme. Der Ton machte ihn betroffen.

„Ich — habe Hunger —“

Wie weh das tat! Er stand auf und hockte auf dem Bettrand nieder. Gedankenverloren nahm er ihre Hände. Sie wußte doch ebensogut wie er, daß nichts da war. Weshalb sagte sie das, wo doch alle Möglichkeiten längst erschöpft waren?

Mit der ganzen Rücksichtslosigkeit der Verzweifelten begann sie wieder: „Geld, Liebster! Wir müßten Geld haben!“

Herrgott, als ob er das nicht selber gewußt hätte! Weshalb drängte sie? Gewiß, wenn er sofort schrieb, wenn die Arbeit noch heute fertig würde, er könnte einen Vorschuß bekommen. Dieterich, der Verleger, erwartete längst das Manuskript. Er würde einen Vorschuß zahlen, noch in dieser Nacht würde er zahlen!

Molly flüsterte wie ein beichtendes, furchtames Kind: „Fröhliche Erzählungen, ganz lustige — Gottfried — verstehst du? Wir sollen — dann sofort — das Geld —“

„Verdammt!“ stöhnte er. „Das kann ich nicht, gerade jetzt nicht.“

„Aber — du mußt! Du — mußt!“

Nun wollte er gerade beginnen, wieder von seiner Zukunft zu erzählen, sie, wie so oft schon, mit liebevollen Täuschungen beschwichtigen — er sah dabei unentwegt in die flackernden Schatten des Zimmers — und daß es noch bis morgen Zeit hätte, als sie doch seltsamerweise hart und fordernd mit ihrem Vorschlag kam: „Aber, Fried! Höre doch! Du mußt! Du bist es uns schuldig.“

Jetzt rückte sie mühsam dichter an ihn heran, und während sie unhörbar zu weinen begann, kam sie damit heraus: „Dieterich war hier. Sei nicht ärgerlich, Lieber! Sei nicht böse! Da —“

„Dieterich?“ staunte er furchtsam. Er las mit verschwimmendem Blick einen Begleitzettel des Verlegers, der barsch die endliche Einlösung des Versprechens forderte. Geld könne er dann natürlich haben.

Molly weinte jetzt hemmungslos. Sie zitterte vor Kälte. Die düstere Enge des Zimmers war entsetzlich geworden. Es roch nach Schweiß und kaltem Tabakrauch, nach alten Kleidern und Ausdünstungen kranker Körper. Nun durften sie nicht einmal das Fenster öffnen.

Gespenster standen auf!



Dichters krumme Gestalt, die Muster der Tapete, den Gesang des unruhigen Vogels draußen in der Nacht, ihre entsetzliche, ahnungsvolle Angst und sogar den Gedanken des Todes, den sie als treibende Kraft ihres Willens zu Hilfe zog.

Zwischendurch, wenn er so schnell nicht mitkonnte, antwortete sie einer Stimme. Beruhigend, tröstend, ganz Mutter, die heldenmütig vor aller Welt ein hilfloses Wesen schützt. Sie flüsterte dann unhörbar:

„Still! Ich bin ja da! Sieh doch — ich opfere mich. Ich halte dein kleines Leben in meinen Händen, wie man einen köstlichen Trank behutsam in einer Schale trägt, damit kein Tropfen verschüttet wird. Ich — deine Mutter —“

Aus der anliegenden Stube Klang schon lange das leise Weinen des Kleinen herüber, des „Weihnachtskinds“, wie sie es nannten, weil es gerade an diesem Tage geboren war. Molly hörte es und wußte süß und schmerzlich zugleich, daß sie nun in einen seltsamen Zustand eines Doppelwesens hineinglitt, ach, nein, eines Wesens, das immer nur eins sein kann in dieser Welt: Mutter und Schöpferin.

„Gut so! Nur weiter —!“ drängte der Schreibende. „Lustiger und freier will es der Dieterich. Hol der Teufel die Verleger, Molly!“

Und es wurde dann sogar manchmal so lustig, daß er schnüffelnd in sich hineingrinste, zumal sie alles viel zu ernst dahersagte. Er dachte nur, daß er jetzt schreiben müßte, immer nur schreiben, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt in diesem Augenblick.

Molly sprach schneller und heiserer. Sie wußte, daß sie den Rest ihrer Kraft verbrauchte. Eine drückende Angst wollte ihr oft die Stimme verschlagen, und wenn es dunkel vor ihren Augen wurde, glaubte sie sterben zu müssen. Sobald sie aber ein Gedanke wie eine heiße Flamme durchzuckte, bäumte sich ihr Wille wieder auf und sie sprach weiter.

„Schnell, schnell doch!“ drängte er bisweilen, wenn sie eine Pause machte. Dann fuhr sie jedesmal erschrocken mit der ganzen Zärtlichkeit einer Mutter fort, die der Liebe ein Opfer bringt.

Einmal dachte sie, wie gut es wäre, daß die Spuk-

---

gestalten sie umtanzten. Sie waren, bei Gott, bares Geld in diesem Augenblick, für das Kind, den Mann und ganz zuletzt auch für sie. Ganz klar wußte sie schon nicht mehr, was sie wollte. Der Dichter ahnte ja nichts von der Tiefe ihres Ringens. Aushalten mußte sie, sieh an, war sie nicht auch eine Dichterin, die tapfere Molly, die ihn prächtig ersetzen konnte?

Es war nicht mehr weit bis zu ihrem Tode. Sie ahnte es, aber sie wehrte den Gedanken daran mit der Kraft der Verzweiflung ab. Bis zur völligen Erschöpfung kämpfte sie um das Leben der Ihren.

Endlich! Endlich war er fertig! Nun — weg

damit! Der Dieterich wartete, und Geld hatte er auch.

Gottfried war jetzt so gutgelaunt, daß er sogar die Melodie eines Leierkastens daherpfeiff, während er die Papiere zusammenraffte. Mit offenem Mund und halbgeschlossenen Augen sah Molly regungslos zu. Sie wollte nicht, daß er das Schrecklichste merkte. Sie lächelte sogar, wie es nur eine Frau in solcher Stunde kann, und wußte doch schon jetzt, daß alles zu spät war. Sie war wie erstarrt.

Er küßte sie flüchtig, sagte etwas, das ihr Mut machen sollte, warf den Mantel um und stolperte hinaus. Der gute Gottfried!

Molly blieb im Dunkeln zurück.

\*

Was nun folgt, läßt sich schwer sagen: Ein Leben ging zu Ende! Eine Mutter starb vor der Erfüllung einsam in der Mansarde.

Als stünde ein verflackernder Kerzenstumpf irgendwo, so geisterten Straßenlichter vor den Augen der Sterbenden. Es kicherte in allen Ecken. Es gab ganz andere, viel wesenlosere Laute als das leise Stöhnen der Frau. Was war ihr schon der Tod um ihretwillen?

„Grüße ihn, mein Kleiner!“ flüsterte sie. „Ich gehe, damit du lebst, aber ich verlasse dich nicht. Auch wenn ich gestorben bin, werde ich bei dir sein. Ich verlasse dich gewiß nicht.“

Dann gingen ihre Gedanken zu dem Mann, der jetzt durch die Straßen lief und Hilfe suchte, wo es doch zu spät war. Er wußte es nicht. Sie versuchte jeden Gedanken an ihn zurückzudämmen, um nicht weinen zu müssen: Er holte doch nur das Geld für — den Sarg!

Das Spinnenetz! Tagelang hatte es sie gestört, nun zeigte es sich aber, wofür der Schöpfer es gemacht hatte: Die hauchdünnen Fäden waren zu Saiten geworden, denen leise Musik entklang. Sie kam aus der dunklen Ecke des Zimmers und schluchzte, und der Nachtvogel draußen sang wieder mit, und es war eine nie gehörte Weise, voller Behmut und Innigkeit. Da saß jemand, schwarz und überlebensgroß und — geigte!



## Der Tod!

Er spielte eine betörende Melodie, die nur Sterbende verstehen. Die Stille des Zimmers zitterte leise mit. Das Lied war, wie sanfte, weiße Hände sind, es umklammerte ruhig und sicher Leib und Sinne. - Ja, es sang ein anderes Lied, als es je ein lebender Mensch gehört hat. Davor verstummten alle stillen Stimmen der Regennacht, denn es war ein unendlich demütiges und großes Gebet von der Allmacht Gottes, das immer den gütigen Schimmer eines geheimnisvollen Lächelns auf das Antlitz der Toten legt.

Die Sterbende hatte ihn erkannt.

Wie ist das, wenn er gleich aufhört und aufsteht und mich nimmt? dachte sie kindlich. Ist so das Sterben?

Sie suchte sein Gesicht, aber noch fand sie es nicht. Immer stärker jauchzte eine befreiende Seligkeit in ihr. Sie mußte die Arme ausbreiten, um ihn zu fassen, und hatte doch nicht die Kraft dazu.

„Tod?“ fragte sie leise. Die Dunkelheit war nun voll jubelnder Klänge. Die Sterbende glitt zurück in einen großen, dunklen Mantel, der sich über ihrem fragenden Antlitz schloß.

Wo war Gottfried in dieser Stunde? Noch dachte sie an ihn, dann sank sie in einem seltsam freudigen Gefühl ins Nichts zurück, und die hohe, unsagbare Gestalt des Todes stand vor ihr. Er hob die Hand — ganz behutsam — und wandte ihr endlich mit ruhiger Gebärde das erlösende Antlitz zu.

Als sie es gesehen hatte, starb sie. Alle Klänge der Nacht lösten sich in verschwimmender Ferne auf. Leise schrie das Kind in seiner dunklen Wiege, aber kein Mensch hörte es mehr.

\*

Der Dichter Gottfried August Bürger hat gerade den Sarg bezahlen können. Seit dieser Zeit lebte er „einsam und traurig mit sehendem Herzen“. Er starb acht Jahre später in Armut und Elend. Seinen kostbarsten Besitz, ein Bild Mollys, mußte er seinem Arzt als Honorar anbieten. Aber — so meinen wir — was lag noch daran, wo er doch zu ihr ging, dem Licht seines Lebens, das ihn schon aus unbekanntem Welten wieder zu sich rief?!